

Nr. 56. Bromberg, den 10. März 1937

Der Ruf der Heimat

Roman von Artur Brausewetter

(17. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Es gibt zweierlei Arten von Leid. Das eine schickt Gott. Da bleibt uns nichts, als uns von ihm in die Schule nehmen und läutern zu lassen. Das andere schaffen die Menschen sich einander durch ihre Mißgunst und ihre Uneinigkeit. Das müssen wir bekämpfen mit allen Kräften, die uns zu Gebote stehen."

Sie antwortete nicht. Sie verteidigte auch nicht mehr, nicht Ina und nicht die anderen.

„Ich habe manchmal darüber nachgedacht", fuhr er fort, „was mich von den Leuten da im Hause am Bergknie trennt. Ich kenne doch ihre guten Eigenschaften. Ich schätze Friedrich Vandekamp und sein ernstes Streben. Aber ich mag mich dagegen wehren, wie ich will, es liegt etwas Scheidendes zwischen ihnen und mir, das sich nicht überbrücken läßt. Ich glaube es jetzt zu wissen: Es ist der Gegensatz unserer Weltanschauung. Sie dienen der Materie, ich der Idee. Ihr Leben dreht sich vom frühen Morgen bis zum späten Abend um vergängliche Güter. Da muß ihnen einer, der andere Güter sucht, der mehr von der Sehnsucht als von der Wirklichkeit lebt, als weltfremder Sonderling erscheinen, wenn er es vielleicht auch gar nicht ist. Aber schließlich wird das Wort wohl Wahrheit bleiben, daß der Mensch nicht vom Brote allein lebt, daß ein Etwas in ihm ist und schwingt, das Flügel hat und diese Flügel brauchen muß. Doch ich weiß nicht weshalb ich Ihnen das alles sage."

„Vielleicht, weil Sie wissen, wie es in mir widerhallt, wie gut ich Sie verstehe."

Sie war eine andere geworden, die kleine Anna Katharina. Oder vielmehr: der andere Mensch, den sie in sich beherbergt, war wach geworden. Denn niemand lebt, der nur einen Menschen in sich trägt. Jeder ist in sich eine Zweiheit. Und nur die Art, wie die beiden Menschen in ihm sich begegnen und sich auslösen, macht die Einheitlichkeit seines Wesens aus.

Anna Katharina aber war bei aller Verschiedenheit ihres Wesens einheitlich. Das fröhliche und das ernste Temperament begegneten sich bei ihr in voller Geschlossenheit, ergänzten und lösten sich einander ab, je nachdem es die Lage erforderte. Deshalb war sie ganz und gar nicht problematisch. Darum stand sie mit festen Füßen auf der Erde und hatte doch die Fähigkeit und das Verlangen, über diese hinaus in Welten zu schauen, die man nicht mit den Augen sehen oder mit den Händen greifen konnte.

Deshalb hatte sie das Rechte zu Pfarrer Wendland gesagt: daß seine Worte in ihr widerhallten und daß sie ihn verstand.

Dieser Mann der ihr heute zum ersten Male in ihrem Leben begegnet war, mit dem sie das erste Wort gewechselt, hatte zu ihr gesprochen, wie es noch nie ein anderer Mensch getan, hatte Saiten in ihr angeschlagen, die verborgen in ihr ruhten und in dieser Stunde wie von selber zur Entfaltung und zum Klingen gekommen waren.

Sie dachte an Timm. Gewiß, sie hatte ihn gern. Sie war aus freier Neigung die seine geworden.

Aber, so lange sie sich kannten, wie wäre es denkbar gewesen, daß sie zu ihm in dieser Weise hätte sprechen können, daß zwischen ihnen Dinge berührt wären, die sich hier beim ersten Zusammensein ganz ungewollt und selbstverständlich ergaben.

Timm war ein guter und liebenswerter Junge. Sie teilte mit ihm die Liebe für den Sport und die Natur. Das Letzte und Beste aber, das, was unbewußt und manchmal kaum bemerkt in den Tiefen der suchenden Seele lebte, das wußte er nicht zu geben, würde er ihr niemals geben können.

Und gerade das war durch diesen wunderbaren Mann wie mit einem Zauberschlag geweckt worden.

Ja, bei all ihrer praktischen Anlage, ihrem Frohmut und Weltsinn, sie verstand ihn, wenn er von sich sagte: daß er mehr von der Sehnsucht als von der Wirklichkeit lebte.

Aber es war die höchste Zeit, daß sie nach Hause zurückkehrte.

Sie wußte, daß Ina auf sie wartete. Zudem war sie noch nicht angezogen und hatte manches andere, das wichtig war und keinen Aufschub duldete, zu erledigen.

„Also auf Wiedersehen, Herr Pfarrer! Denn daß Sie uns heute nicht im Stich lassen werden, dessen darf ich wohl sicher sein."

„Ich komme nur, wenn meine Bedingung erfüllt wird."

Sie mußte lächeln. Jetzt war er wieder der energische, fast eigensinnige Mann, wie sie ihn sich vorgestellt hatte.

Aber auch in seinem männlichen Eigenwillen lagen Kraft und Größe.

„Sie wird erfüllt werden. Ich bürge Ihnen dafür."

*

Ja, Ina hatte sie erwartet. Lange und voller Ungeduld.

Sie traf sie halb angezogen vor ihrer für den Abend zurecht gelegten Kleidung sitzen und sah auf den ersten Blick, daß sie nicht ein Stück von ihr berührt hatte.

„Also doch! Ich fürchtete schon, du würdest uns alle im Stich lassen und dein Verlobungsfest bei Herrn Pfarrer Wendland feiern."

„Es wäre vielleicht nicht das Schlechteste gewesen. Aber nein, soweit waren wir doch noch nicht", erwiderte sie und freute sich, daß sie ihren Humor wiedergewonnen hatte.

„Timm hat schon mehrere Male nach dir gefragt."

„Der arme Timm!"

Und wieder wußte Ina nicht: War es Ernst oder war es der lockere Mutwille, den sie bisher an ihrer zukünftigen Schwägerin kannte?

„Er wird noch ein bißchen länger warten müssen. Denn zuerst muß ich zu deiner Mutter hinauf."

„Zuerst wirst du wohl die Güte haben, mir zu sagen, was du ausgerichtet hast."

„Es ist alles in bester Ordnung. Er kommt."

„Mit einem Mal? Und verzichtet auf seine Bedingung?"

„Du kennst ihn und weißt, daß er das niemals tun wird."

„Und wer wird ihm für ihre Erfüllung einstehen?"

„Ich habe es bereits getan. Er ist in seinem Rechte. Ich würde genau so handeln."

„Du bist ja ganz hingerissen von ihm."

„Bin ich auch. Und verstehe, daß du ihn liebst."

„Du bist wahnsinnig."

„Ich glaube nicht."

Und dann, indem sie ihren Arm, beschwichtigend gleichsam, auf Inas Schulter legte und die Stimme manchmal bis zum Flüstern senkte:

„Wehre dich gegen ihn, wie du willst! Sage von ihm, was du willst! Gewiß, er hat einen harten Kopf, und sein Wille ist weder zu beugen noch zu brechen. Ich habe solch einen Menschen bisher nicht gesehen. Man muß ihn lieben. Und gerade eine Natur wie die deine . . ."

Mit einer jähen Bewegung streifte Ina Anna Katharinas Arm von ihrer Schulter.

„Und ich sage dir noch einmal: Du bist wahnsinnig!"

Und in aufquellender Verbitterung fuhr sie fort:

„Ja, er muß eine eigene Gabe besitzen, die Herzen zu gewinnen. Besonders ein so empfängliches wie das deine. Du gehst zu ihm, sprichst mit ihm über allerlei schöne Dinge, und, was soll ich sagen, verliebst dich in ihn, obwohl du den besten aller deutschen Jungen zum Bräutigam hast. Und kommst dann zu mir, mir einzureden, daß ich es getan hätte."

Sie hatte es zwischen Ernst und Scherz, doch in merkbar gereiztem Ton gesagt.

Aber Anna Katharina brachte sie nicht aus der Fassung.

„Du hast so unrecht nicht. Der Mann hat einen Eindruck auf mich gemacht, den ich nicht auslöschen kann, vielleicht gar nicht auslöschen will. Und wenn der Timm nicht so ein prachtvoller Kerl wäre und ich ihn nicht lieb hätte... Aber papperlapapp", brach mit einem Mal ihre gesunde Natur durch, „was für ein müßiges Zeug reden wir zusammen! Und ich muß schleunigst zu deiner Mutter!"

„Ich bleibe ja auch den ganzen Tag über auf meinem Zimmer", hatte ihr Frau Dörthe auf ihre klug eingeleitete Bitte geantwortet, „und sehe nicht ein, weshalb meine Mutter, die soviel älter ist und wirklich an andere Dinge denken sollte, alles noch mitmachen soll. Aber wenn du meinst, daß es notwendig ist, meinetwegen!"

Anna Katharina lachte in sich hinein, daß die kranke Schwiegermutter den Grund ihrer hartnäckigen Ablehnung, gewiß ohne es zu wollen, so klargelegt hatte, küßte dankbar die entgegengestreckte Hand, flog, die eichengeschnitzte Wendeltreppe hinunter, einen langen schmalen Gang entlang, in ein anderes Zimmer.

Aber hier hatte sie einen schwereren Stand. Und als sie sich nach Aufbietung aller ihrer Überredungskünste endlich eine zaudernd erteilte Zusage erobert hatte, war die Zeit zum Umkleiden knapp geworden, und Timm harrte ihrer ungeduldig und unruhig auf der Diele.

Denn schon vernahm man die Hupen der anfahrenden Wagen, und die ersten Gäste traten in das Haus.

Auch Anna Katharinas Vater und Bruder waren gekommen. Jener völlig genesen und vom langen Landaufenthalt merkbar erholt, wohl noch einer gewissen scheuen Zurückhaltung sich befleißigend, innerlich aber bereits versöhnt und in dem Glück der Tochter einen Ausgleich für ihm widerfahrende Unbill erblickend. Dieser eine stattliche Erscheinung, in deren Aussehen und Wesen, die der jüngeren Schwester auffallend ähnlich waren, etwas anziehend Waldverbundenes war.

Beiden hatte Frau Dörthe Ehrenplätze angewiesen. Der Forstmeister führte Ina, während Philipp Brackmann die Gattin des ersten Vorstehers der Kaufmannschaft zur Tischdame hatte.

Eigentlich hätte der Platz an seiner Seite Frau Sabine Wallburg gebührt, und Philipp Brackmann wäre sicher besser bei ihr aufgehoben gewesen.

Der aber hatte man an einem der letzten kleinen Tische, hart am Ausgang der Diele, auf der sich das Festessen abspielte, ihren Platz angewiesen.

Frau Sabine empfand diese nun der ganzen Gesellschaft geoffenbarte Hintenansetzung ihrer Person als eine neue ihr angetane Kränkung, die ihrem schon tief verwundeten Herzen den Todesstoß gab.

Warum hatte sie nicht der Stimme ihres Herzens gehorcht und hatte sich geweigert, einer Einladung zu folgen, die erst im allerletzten Augenblick und nur der Not gehorchend an sie ergangen war? Weshalb war sie hierher gekommen in eine Gesellschaft, in die sie nicht gehörte, die über sie hinwegsah wie über eine völlig fremde Frau, ihr mit keinem Worte, keinem Blick die Ehrerbietung erwies, an die sie gewohnt, die sie als schuldigen Zoll ihres Alters forderte?

Da saß sie nun an ihrem verlassenen Tisch, einen kostbaren, von glitzernden Steinen durchleuchteten Reif altsilberner Schmiedekunst auf den gefärbten Haaren, eine doppelte Schnur mattfarbener Perlen um den ein wenig eingefallenen, aber immer noch glatten Hals . . . eine entthronte, grollende, mit sich und der Welt zerfallene Königin, voller Schmerz und Bitternis an das denkend, was sie einmal besessen, voller Rachegedanken für die, die es ihr genommen und sie ihre Armut und ihr Elend inmitten dieser kalten und gleichgültig auf sie gerichteten Blicke doppelt fühlen ließen.

Oben in ihrer Krankenstube aber lag Frau Dörthe. Oder vielmehr sie saß, in festlichem, mit kostbaren Spitzen besetzten Nachtgewande, eine halb aufgeschlossene gelbe Rose an der Brust, aufrecht im Bette, vergaß Leid und Traurigkeit, hatte Ohr und Sinn nur für das, was da unter ihr auf der hellerleuchteten Diele vorging und in dumpfbrausendem von frohem Lachen durchtönten Stimmgewirr durch die halb angelehnte Tür hinaufklang, fühlte sich glücklich und gehoben, fast gesund kam sie sich vor, nun, da das so lange gesteckte, mit zäher Energie verfolgte Ziel endlich erreicht war und sie ihrem geliebten Kinde sein Verlobungsfest im Hause der Eltern so schön ausrichten konnte, wie es ihr vorgeschwebt hatte.

Die Musik setzte ein. Aber sie spielte den Einzug der Gäste aus Tannhäuser und nicht den Brautchor aus Lohengrin, den sie angeordnet hatte.

„Er kommt ein wenig später. Zum Eingang gehört der Einzugsmarsch aus „Tannhäuser", beruhigte sie der sofort herbeigeläutete Diener, der ihr jeden Gang und jeden Wein, wenn sie an beidem auch nur nippte, an ihr Bett bringen mußte . . .

Jetzt ein kurzer, schriller Ton. Iduna Karsten muß die Türe ganz weit öffnen. Sie aber richtet sich höher, strafft den eingesunkenen Oberkörper, lauscht mit aufglänzenden Augen und angehaltenem Atem: Pfarrer Wendland hält seine Rede an das Brautpaar.

„Schön!" sagt Frau Dörthe in sich hinein. „Wie eben nur er sprechen kann. Diese in die Herzen dringende Innerlichkeit, diese nie gesuchte oder gekünstelte Verbindung von tiefer Religiosität mit dem deutschen Empfinden, wie es ihm in Fleisch und Blut übergegangen ist."

Ein vielstimmiges „Heil" braust durch die Diele, tönt wie liebliche Musik zu ihr hinauf.

Dann stehen sie beide vor ihrem Bett: Timm im flottgeschnittenen Frack mit dem kostbaren Stein im panzersteifen Oberhemde, den sie ihm als Festgabe zu diesem Abend geschenkt hat. Anna Katharina in der heiter strahlenden Anmut ihrer Jugend, stoßen mit ihr an, flüstern ihr gute, zärtliche Worte in das froh aufhorchende Ohr.

Nein, sie ist nicht mehr krank! Sie ist gesund und von reinem tiefen Glück erfüllt.

Ihr Mann zwar, dessen ängstlich besorgtes Gesicht jetzt hinter den beiden auftaucht, scheint anderer Ansicht zu sein.

„Es ist die Energie der Freude, die sie aufrechterhält", sagt er zu Anna Katharina, als sie zusammen auf die Diele zurückkehren. „Jetzt nimmt sie ihre Kraft zusammen. Dann kommt der Rückschlag und der ist um so schlimmer. Ich kenne das. Wenn dieser Abend doch erst sein Ende hätte!"

Nun sitzt er wieder unten auf seinem Platz. Wie auf einer Folterbank sitzt er, muß dazu den beglückten Vater und liebenswürdigen Gastgeber spielen, allerlei ihm gleichgültige Dinge anhören und beantworten, schmeichelnde Äußerungen über seine bezaubernde Schwiegertochter über sich ergehen lassen, und fühlt doch, daß seine Gedanken nirgends anders sind als da oben bei einem Krankenbette.

Jetzt liegt ihm noch die schwerste Sorge ob: Seine Gäste zu begrüßen.

Reden ist nie seine Stärke gewesen — heute aber ist ihm, als wäre seine Zunge festgebunden.

Dann ist auch das überstanden, und er läßt den planlosen Blick über die in Kristall und Silber funkelnden Tische gleiten.

An dem vor den anderen durch besonders gewählten Blumenschmuck hervorgehobenen Platz sitzt das Brautpaar; ihnen gegenüber Pfarrer Wendland. (Fortsetzung folgt.)

Die alte Jacke.

Heitere Skizze von Peter Scher.

Robert begegnete mit seinem neuen Tourenwagen auf der Landstraße seinem ehemaligen Freunde Leonhard, der einen derben Stock in der Hand und auf dem Rücken einen Rucksack trug.

Als der Wagen plötzlich hielt und Robert behend heraussprang und dem nun erst aufblickenden Leonhard in den Weg trat, standen sich zwei Männer gegenüber, die wenig miteinander gemeinsam hatten.

Der mit betont schlichter Vornehmheit gekleidete Robert streckte dem fast dürftig angezogenen Leonhard, der trotz der Kälte nicht einmal einen Mantel trug, seine Hand mit einer unfreien Gebärde hin. Der andere dagegen hatte eine sichere, gelassene und mit heiteren Zügen durchwirkte Art, sich unbefangen zu geben.

Nach den ersten Worten der Begrüßung, die merklich nicht ganz nach Roberts Wunsch ausfiel, aber dennoch dank der beherzten Natürlichkeit Leonhards nicht peinlich verlief, wendete sich der dem Auto zu und sagte:

„Ein schöner Wagen. In diesen Dingen sind wir wirklich auf der Höhe. Hast du den andern gut verkaufen können?“

„Ich behalte ihn bei“, erwiderte Robert, in dessen Gesicht ein Zug von Beschämung auftauchen wollte, der aber sogleich durch eine leichte Beimengung von Trotz verdrängt wurde.

Doch Leonhard schien derartige Abstufungen entweder nicht zu bemerken oder aber aus Feingefühl nicht bemerken zu wollen. Er sagte leichthin und mit gutmütigem Tonfall: „Warum auch nicht — zwei Wagen sind besser als einer.“

„Ich brauche den Tourenwagen für meine großen Geschäftsfahrten — den anderen in der Stadt“, sagte Robert in einem Ton, als ob er sich verantworten müsse.

„Gewiß, gewiß — ich verstehe das sehr gut“, erwiderte Leonhard freundlich wie zuvor. Trotzdem — oder eben deshalb — schien es, als ob sich Roberts eine Art Gereiztheit bemächtigen wolle.

Da stand dieser Leonhard mit seiner alten, braunen Jacke, die er schon getragen hatte, als sie noch Freunde waren und die er scheinbar in alle Ewigkeit beibehalten wollte. Wenn er wenigstens einen leichten Anflug von Bitterkeit zum Ausdruck gebracht hätte, einen noch so winzigen — Robert wäre beglückt gewesen. Es wäre doch dadurch eine Beziehung zu früher hergestellt worden, wenn auch nicht eine ganz erfreuliche.

Aber dieser Leonhard war nicht aus seinem Gleichmut zu bringen. Er begegnete dem auf seine alte Jacke gerichteten Blick des ehemaligen Freundes mit einem kindlich unbefangenen Lächeln und sagte, ohne sich scheinbar im leisesten des Gegensatzes zur äußeren Erscheinung des anderen bewußt zu werden:

„Die alte Jacke lebt immer noch. Ich glaube, sie erhebt Anspruch darauf, unsterblich zu werden. Sieh mal hier —“

Er knöpfte die Jacke auf und zeigte das geflickte Futter her.

„Die Bleistifte fallen immer noch durch die Tasche. Ich bin der reine Klapperstorch — so rasselt es, wenn mehrere beisammen sind.“

Robert sah bei diesen Worten unwillkürlich an seinem eleganten Mantel hinab und errötete gleichzeitig über sich selbst, worauf er wieder — das war seine einzige Waffe — durch schroffe Haltung seine menschliche Anwandlung in ihr Gegenteil umzukehren bemüht war.

„Ist es denn wirklich notwendig, daß du so übertrieben bescheiden lebst?“ fragte er, und es klang fast ein wenig gehässig, worüber er sich auf der Stelle so ärgerte, daß er einen roten Kopf bekam und mit den Händen aufgeregte Bewegungen vollführte.

„Ja — notwendig — —“ erwiderte Leonhard, dies alles wiederum nicht bemerkend oder doch mit seiner nahezu schmunzelnden Freundlichkeit zudeckend. „Es ist eben die Folge meiner Unfähigkeit, mich praktischen Erfordernissen anzupassen.“

„Dann bin ich also ein — skrupelloser Mensch, der nur seinen Vorteil wahrnimmt —“ fuhr es Robert heraus, der unruhig hin und her trat und über seinen Mangel an Beherrschung wütend war.

„Aber ich bitte dich“, sagte Leonhard lächelnd — „wie kannst du nur so etwas sagen! Das Leben fordert, daß man sich Geltung verschafft. Wenn du das verstehst, bist du eben der Tüchtigere. Gewiß, ich meine es durchaus im Ernst. Und da ich es schlecht oder oft gar nicht verstehe, bin ich der Untauglichere — darüber gebe ich mich keiner Täuschung hin. Ich habe nur das Glück, nicht ohne Anlage zu Humor auf die Welt gekommen zu sein. Du wärst an meiner Stelle schlechter daran, denn du bist eine — entschuldige — seriöse Natur. Aber eben darum hat es sich ganz natürlich ergeben, daß du vorwärtskommen mußtest, wogegen ich — —“

„Wogegen du eine Idealgestalt wurdest — sag' es nur offen heraus!“ rief Robert, der sein Temperament nicht mehr zügeln konnte.

„Wogegen ich mich damit abgefunden habe, daß ich die alte Jacke immer und immer noch ein Jahr tragen werde“, vollendete Leonhard mit heiterer Gelassenheit und ohne auch nur im mindesten von Roberts beschämendem Ausbruch Notiz zu nehmen.

Eine Weile wurden sie unterbrochen, denn ein Lastwagen mit Baumstämmen näherte sich, und Robert mußte sein Auto zur Seite fahren, um freie Durchfahrt zu ermöglichen. Die Gesprächspause mochte wohltätig gewirkt haben, denn als Robert wieder zu Leonhard trat, hatte sein Gesicht einen milden, fast gerührten Ausdruck.

„Leonhard“, begann er, während er die Augen auf die alte, braune Jacke gerichtet hielt — „kannst du es mir nicht gönnen, dir ein bißchen behilflich zu sein — irgendwie!“

Sein Blick war dabei gleich dem eines um eine Gunst Bittenden, doch schon wieder wie in Befürchtung, sich im nächsten Augenblick zu einer neuen Aufwallung gereizt zu sehen. Aber nichts dergleichen geschah. Leonhard reichte ihm vielmehr sogleich die Hand, die Robert hastig ergriff und kurze Zeit, wie in Erinnerung an vergangene Tage, festhielt.

„Ich danke dir herzlich, Robert. Ja, ich würde gelegentlich gern deine Hilfsbereitschaft in Anspruch nehmen,“

„Was du willst!“ sagte Robert hocherfreut.

„Wenn du einmal alte Kleider übrig hast, würde ich sie gern an meine Freunde im Wald abgeben. Die Holzfäller und Forstarbeiter brauchen furchtbar viel Sachen. Willst du das tun? Es wäre nett von dir.“

„Gern —“ sagte Robert, der sich Mühe geben wußte, seine Enttäuschung nicht laut werden zu lassen, „selbstverständlich gern, Leonhard. Gleich, wenn ich nach Hause komme, lasse ich ein großes Paket zurechtmachen. Aber du — kannst du denn gar keinen Freundschaftsdienst irgendwelcher Art gebrauchen?“

„Nicht, daß ich wüßte —“ sagte Leonhard, in Gedanken verloren an einer Tanne emporblickend. „Das Notwendige habe ich, und darüber hinaus sind meine Bedürfnisse gleich null — bis auf eben das eine: daß ich ärmeren Menschen gern ein bißchen mehr aushelfen möchte, als es mir möglich ist.“

„Lebe wohl, Leonhard“, sagte Robert bezwungen und mit einem leichten Beben in der Stimme. „Ich wollte, ich wäre —“

Er unterdrückte wie in Beschämung, wie oder was er sein wollte, und kehrte sich ab.

Sie schüttelten sich die Hände.

Robert stieg in seinen Tourenwagen und fuhr davon.

Leonhard sah ihm lächelnd nach.

Er knöpfte seine alte, braune Jacke zu, und wahrhaftig klapperten schon wieder die durch das Futter gerutschten Bleistifte.

Dann ging er weiter und pfiff ein Lied aus frohgestimmter Seele.

Ein Wort bringt Fliegerglück.

Eine Skizze von Hermann Rößler.

Ich soll Ihnen mein stärkstes Flugerlebnis erzählen? Gut.

Aber Sie werden wahrscheinlich enttäuscht sein. Sie vermuten Abstürze, schwierige Notlandungen, Treiben im Flugzeug über dem Meer. Auch das kenne ich. Aber mein eindrucksvollstes Erlebnis als Flieger war anders geartet.

Ich zählte vielleicht vierzehn Jahre. In die kleine pommersche Landstadt, in der ich aufwuchs, kamen zur Erntezeit viele polnische Schnitter. Eines Mittags, ich war gerade aus der Schule zurück, kommt zu uns an die Tür eine junge Polin, Schnitterfrau vielleicht. Hübsch, schwarzhaarig, dunkeläugig . . ., so sehe ich sie heute noch vor mir. Wir verstanden nicht, was sie wollte. Sie konnte kein Wort Deutsch. Eine Bettelei? Wir gaben ihr einen Groschen, sie wies ihn zurück. Meine sehr mitleidige Mutter wollte ihr Kaffee und Buttersemmeln vorsetzen — die Polin machte eine heftig abwehrende Gebärde. Schließlich vernahmen wir immer das eine Wort „Rabowska“. Was mochte das heißen? Sie bat, sie weinte, sie flehte zuletzt. „Ra—

bow—ska!" Es klang, als sei ein Mensch in höchster Verzweiflung. Suchte sie jemand? Einen Liebhaber, der sie verlassen hatte? Wir fragten im Hause. Niemand namens „Rabowska" hatte darin gewohnt. Die Fremde wurde immer verzweifelter, „Rabowska!" rief sie, und die Tränen liefen ihr die Wangen herunter. Eine Geisteskranke? Den Eindruck machte sie nicht. Sie sah nicht einmal so ärmlich aus. Was bedeutet das rätselhafte Wort? Ich durchblätterte vergebens ein altes russisches Handwörterbuch, das ich zufällig besaß. Meine Mutter war ebenso ratlos wie ich. Das Mädchen ging, und wir hatten das Gefühl, eine Verzweifelte von uns gelassen zu haben.

Mein weiteres Leben verlief, wie Sie wissen, sehr stürmisch. Im Kriege wurde ich ganz jung Flieger. Ich kam an die russische Front. Seltsam — das Wort „Rabowska" wich nicht aus meinem Gedankenkreis. Ich forschte überall — bei Bauern, bei polnischen Grafen, bei Geistlichen — nach, was es wohl bedeute. Keiner kannte es. Schließlich sprach ich zu niemand mehr darüber. Im dritten Jahr wurde ich Fliegerleutnant. Seitdem — es war wohl eine verrückte Idee — benutzte ich das Wort „Rabowska" als Glückswort. Ich malte es mit schwarzen und roten Buchstaben seitwärts auf die Tragflächen meines Flugzeugs. Man ärgerte sich über die Schmiererei. Ein Oberst machte eine spitze Bemerkung, aber ich antwortete nur: „Herr Oberst, haben Sie gestern den Russen abgeschossen oder ich?" Ich war stets unerschrocken. Überhaupt, wenn ich „Rabowska" hinter mir hatte, konnte ich alles wagen. Das Wort brachte mir Fliegerglück. Ich bekam beim Absturz nur eine Maschinengewehrkugel in den Arm; ich konnte aus dem notlandenden Flugzeug springen, ehe es brannte.

Sie fragen, welchen Sinn das Ganze hat? Sie meinen, es müsse sich doch entweder aufgeklärt haben, was „Rabowska" bedeutet, oder ich müsse als Mann von 40 Jahren diesen Unsinn vergessen haben! Ich hätte wahrhaftig aufregendere Dinge erlebt, wie? Nein! Denn nun hören Sie: Es sind wenige Jahre her, da unternahm ich als Verkehrsflieger von Danzig aus einen Flug nach Rumänien. Ich sollte einen Amerikaner rasch zu seinen Öl- und Naphthaquellen bei Jassy bringen; er hatte dazu ein Sonderflugzeug gemietet. Es war ein strahlender Tag, das Wetter nicht im geringsten böig. Eine Stunde nach dem Abflug änderte sich das jedoch. Ich sichtete verdächtige Cumulus-Wolken. Wir gerieten in eine solche, und sie riß durch ihre gewaltige Saugwirkung in ganz kurzer Zeit das Flugzeug mehrere tausend Meter hoch. Es war unmöglich, die Orientierung zu behalten. Außerdem glaubte ich ein fremdes, verdächtige Geräusch im Gang des Motors zu hören. Ich ging tiefer und sah unten ein Feld. Die Notlandung gelang verhältnismäßig leicht. Aber — woher Hilfe, Rat und Orientierung holen? Wir befanden uns scheinbar in einer unbesiedelten Gegend. Schlimm! Mein Passagier, der von der Fahrt etwas elend war, sehnte sich nach einer menschlichen Wohnstätte; ich natürlich auch. Halt — dort hinter dem Gehölz erblickte ich Hauswände. Wir schritten näher, aber wir sahen nur Steinhaufen, kümmerliche Ruinen eines Dorfes, die von lauter Gestrüpp überwuchert waren. Ein ganzes ehemaliges Dorf! Alles bereits vor Jahren niedergebrannt oder zerschossen! Ein seltsamer Anblick — so viele Jahre nach dem Kriege. Es wirkte wie ein unheimlicher Spuk. Anscheinend war das Dorf durch Fliegerbomben zerstört und nicht wieder aufgebaut. Wo waren wir überhaupt? In Polen? Rumänien? Sowjetrußland? Ein Name der verlassenen Ortschaft war natürlich nicht zu finden. Doch . . . ein Instinkt trieb mich dazu, an einer Hecke, die neben einer Mauer war, das wuchernde Grün zur Seite zu biegen, als sei dort etwas verborgen. Richtig — dort befand sich eine schon halb verblichene Holztafel. Auf ihr stand der Name der Ortschaft: Rabowska, Kreis Luczk, Gouvernement Wolhynien . . .

Ich konnte nun die Reise fortsetzen. Ich wußte ja, wo ich war, und der Motor lief mit einemmal wieder ganz normal. Der Flug verlief dann ohne Hindernis, und mein Passagier kam wohlbehalten mit mir an. Aber eins gab mir zu denken: An jenem Tage soll in der Bukowina, die wir überflogen, ein Tornado gewesen sein. Nur wenige Minuten. Er hat über dem spärlich bevölkerten Landstrich, in dem er ausbrach, nicht viel angerichtet. Aber, hol's der Teufel, das eine lasse ich mir nicht ausreden: Hätte ich mich an diesem Tage nicht durch die Notlandung in jenem „Rabowska" aufgehalten — ich wäre mit meiner Maschine totsicher in den Tornado geraten, und dann, meine Damen und Herren, säße ich jetzt nicht mehr hier.

Glauben Sie nur nicht, daß ich ein Phantast bin! Die Sache mit dem Mädchen damals vor vielen Jahren erkläre ich mir jetzt ganz einfach: Heimweh! Sie stammte wohl aus jenem Dorf Rabowska. Vor lauter Heimweh kriegt man oft närrische Zustände, das weiß ich. Das übrige: Zufall, Jugendromantik, merkwürdiges Namensspiel! Nennen Sie es, wie Sie wollen. Und doch: Dies ist mein seltsamstes Erlebnis als Flieger!



Bunte Chronik



Luthers Ehering

Nach Pressemeldungen aus Wien steht dort der Ehering von Käthe Luther zum Verkauf, da die bisherige Besitzerin in wirtschaftlicher Notlage lebt. Die Pressemeldungen haben eine genaue Beschreibung des Eheringes gegeben, der ein Meisterwerk der damaligen Goldschmiedekunst nach Entwürfen von Albrecht Dürer darstellen soll. Wie mitgeteilt wird, handelt es sich vermutlich bei diesem Stück um einen sogenannten „Spätling", d. h. um eine kunstgerechte Nachbildung des ersten Traurings von Katharina Luther geb. von Bora, wie sie unter kursächsischen Prinzen und ihren Bräuten gebräuchlich war und wie sie noch heute in der Wittenberger Lutherhalle in Silber und Goldausführungen zum Verkauf ausgelegt werden. Die nachweislich echten Eheringe von Luther und seiner Frau Käthe befinden sich in Leipzig und in Braunschweig. Die Ringe sind an sich gleich gearbeitet, nur trug der Ring von Martin Luther außer dem Rubin noch einen Diamanten.

*

Blücher ruft nach seinem Apotheker.

Als der Feldmarschall Blücher während seines Aufenthaltes in England von der Universität Oxford aus Achtung vor seinen Taten zum Doktor ernannt wurde, kam ihm das Doktorwerden sehr überraschend. Der tapfere Haudegen faßte sich aber bald und sagte: „Diese Ehre will ich wohl annehmen, dann aber muß mein Gneisenau wenigstens Apotheker werden."



Lustige Ecke



Die Farbprobe auf der Wange.



„Ich möchte einen Lippenstift für meine Braut kaufen — es muß diese Farbe sein!"

Verantwortlicher Redakteur: i. V.: Arno Ströse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z. o. p. beide in Bromberg.